

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Henry Z. Steinway	9
Einleitung von Edith Schaeffer	13
Die Künstler	
Horowitz	19
Rubinstein	55
Gilels	71
Van Cliburn	79
Mit Horowitz in der Sowjetunion	91
Das Instrument	
Der Steinway-Flügel	113
Das Stimmen	121
Das „perfekte“ Gehör	133
Regulieren und Intonieren	141
Der Techniker	
Jugendjahre	153
Vom Alten zum Neuen	169
Elisabeth	183
Auf dem Weg nach Amerika	187
Ein Nachmittag auf der Bühne	199
Nachwort von Beat Rink	211
Crescendo	217



VORWORT

von Henry Z. Steinway

Franz Mohr hat mich um ein Vorwort zu seinem Buch gebeten, in dem er von seinen Erlebnissen mit vielen Künstlern berichtet, denen er im Laufe seiner langen Jahre bei *Steinway and Sons* begegnet ist. Um Franz zu verstehen, muss man wissen, dass er ein echter, tiefgläubiger Mensch ist. Der christliche Glaube prägt sein ganzes Wesen und zeigt sich in allem, was er sagt und tut. Franz Mohrs Tätigkeit für *Steinway and Sons* trägt die Bezeichnung „Chefkonzerttechniker“, und ich möchte kurz auf den geschichtlichen Hintergrund dieser Aufgabe eingehen.

Die Firma *Steinway and Sons* begann ihre Arbeit in New York im Jahre 1853. Von Anfang an suchten Henry Engelhardt Steinway und seine Söhne für die Entwicklung ihrer Klaviere den Rat erfahrener Pianisten und entdeckten dabei bald, dass es für ihr Geschäft von Vorteil war, wenn ihre Instrumente auf möglichst vielen Konzertbühnen gesehen wurden. Heute werden die Flügel überall auf der Welt nach dem sogenannten „Steinway-System“ gebaut – einer Methode, bei der die Instrumente mit einer gusseisernen Platte, kreuzsaitigem Bezug, einem dünnen, hochsensiblen Resonanzboden und anderen Verbesserungen versehen werden, die von *Steinway and Sons* in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt wurden.

Steinway and Sons hat auch viel dazu beigetragen, dass die Musik in den Vereinigten Staaten an Wertschätzung gewonnen hat.

Ein besonders denkwürdiges Ereignis im ausgehenden 19. Jahrhundert war der Besuch Anton Rubinsteins, der im Winter 1872/73 aus Europa herüberkam. Er gab im ganzen Land insgesamt 215 Konzerte und bewies auf dem Steinway-Flügel eine Perfektion und musikalische Ausdrucksfähigkeit, wie man sie in den Staaten noch nie erlebt hatte. Später holte Steinway für die Saison 1891/92 Paderewski nach Amerika, und der Erfolg seiner Konzerte war bis in die Gegenwart hinein wegweisend.

Um die Tourneen sowohl der europäischen Künstler als auch der immer zahlreicher werdenden einheimischen Virtuosen sorgfältig vorbereiten und betreuen zu können, begann *Steinway and Sons* damit, eine eigene Organisation aufzubauen, die heute unter dem Namen Steinway Konzert- und Künstleragentur bekannt ist. Es handelt sich dabei um eine Organisation innerhalb der Organisation, an deren Entstehung im letzten Jahrhundert vor allem der so ungemein begabte Charles F. Tretbar mitgewirkt hat. Steinway-Flügel findet man mittlerweile in allen großen Konzertsälen. Und bei jedem Steinway-Händler steht ein 270er Flügel, der von einem Team besonders ausgebildeter und engagierter Techniker „konzertbereit“ gehalten wird. Diese wissen nicht nur, wie sie das Klavier behandeln müssen, sondern auch, wie sie mit den Künstlern, die es benutzen, umzugehen haben. Es ist für einen Pianisten keineswegs einfach, ständig in einer anderen Stadt auftreten zu müssen, in den unterschiedlichsten Sälen auf den unterschiedlichsten Instrumenten zu spielen und der Kritik mancher Zeitungsrezensenten ausgeliefert zu sein, denen sein Spiel vielleicht nicht gefällt. Franz Mohr, Nachfolger in einer langen Reihe von Cheftechnikern, weiss dank seines großen fachlichen Könnens und seines unendlichen Taktgefühls, wie er diesen empfindsamen Musikern helfend zur Seite stehen kann. Dieses Buch erzählt Franz Mohrs Geschichte. Es berichtet davon, was es heißt, berühmt zu sein und im Rampenlicht der Öffentlichkeit aufzutreten. Nichts

erzählt es allerdings von der ebenso großen und ungeteilten Aufmerksamkeit, die Franz und seine Mitarbeiter den Unbekannten, den Anfängern zuteil werden lassen – all jenen, die es nie an die Spitze schaffen werden und die doch von Steinway und seinen Technikern mit derselben Sorgfalt und Umsicht betreut werden. Franz ist allen diesen Musikern ein echter, wahrer Freund.



Wladimir Horowitz

Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich für Wladimir Horowitz gearbeitet und für alle seine Konzerte und Aufnahmen die Flügel gestimmt. Diese Aufgabe „erbte“ ich von Bill Hupfer, der fünfzig Jahre lang Cheftechniker bei Steinway und mit so berühmten Pianisten wie Paderewski und Rachmaninoff unterwegs gewesen war. Bill Hupfer war schon fast eine Institution; eine Legende. Ich begann bei Steinway zunächst als sein Assistent. Bill ging einmal im Monat zu Horowitz und nahm mich mit. Später ließ er mich dann allein gehen.

In jenen frühen Tagen bekam ich Horowitz nie zu Gesicht. Horowitz war sehr scheu und lebte betont zurückgezogen. Normalerweise schlief er bis weit in den Vormittag hinein und blieb, auch nachdem er aufgestanden war, im oberen Stockwerk. Während ich am Flügel arbeitete, brachte mir James, der äußerst distinguierte Butler der Horowitz', jeweils eine Tasse Tee auf einem silbernen Tablett. Über Monate hinweg war er der einzige Mensch, den ich im Haus sah. Doch eines Tages kam schließlich Horowitz selbst die Treppe herunter. Er schien mich zu mögen, und ganz allmählich wurden wir gute Freunde. Er setzte sich auf den Rand seiner Couch und redete und hörte mir zu, während ich seinen Flügel stimmte.

Das war in jenen stillen Jahren, als Horowitz nicht in der Öffentlichkeit auftrat. Allerdings spielte er während jener Zeit in den berühmten Columbia-Plattenstudios in der 30. Straße eine ganze Menge Werke ein. Es war meine Aufgabe, ihn dorthin zu begleiten

und mich um sein Instrument zu kümmern. Oft wurde ich auch darum gebeten, neben Horowitz zu sitzen und ihm während des Spiels die Seiten umzublättern. Das war jedesmal eine sehr nervenaufreibende Angelegenheit, denn bei Horowitz wusste man nie, wann er explodieren würde.

Wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit nicht so funktionierte, wie er es sich vorgestellt hatte (das eigene Spiel konnte ihn ebenso ärgern wie ein äußerer Umstand), bekam er einen Wutanfall. Und es konnte ihn alles ärgern, selbst ein schmutziges Glas oder ein staubiger Tisch in der Garderobe! Ich unterließ es dann tunlichst, etwas mit ihm zu reden, aus lauter Angst, ich könnte etwas Falsches sagen. Ich erinnere mich noch gut an einen bestimmten Tag, an dem er auf sich selbst so irrsinnig wütend wurde, weil ihm bestimmte Passagen, die er gerade spielte, nicht so gelingen wollten, wie er es sich vorstellte: Er schlug mit den Fäusten auf die Tastatur (er war sehr kräftig!), dann sprang er auf, rannte um den Flügel herum und schlug mit der Faust gegen die Stange, die den Deckel offenhält, so dass der Deckel mit Getöse herunter krachte!

Zum Glück gingen solche Anfälle rasch vorüber. Danach beruhigte sich Horowitz jeweils schnell wieder. Aber an Aufnahmen war dann nicht mehr zu denken – er musste aufhören und sich erholen. Einmal, als er im Studio in der 30. Straße einen Wutanfall hatte, rollten wir ein Bett für ihn herein, und er legte sich an Ort und Stelle hin, um sich auszuruhen.

Während einer Probe in der *Carnegie Hall* schrie er mich einmal dermaßen an, dass mir regelrecht übel wurde! Er machte immer ein Riesentheater um die genaue Position des Flügels; er schob ihn von hier nach dort und wieder zurück, einen Zentimeter in diese und einen in jene Richtung, etwas nach vorn, etwas nach hinten, etwas mehr zur Seite ... Dann ließ er den Vorhang hinter der Bühne um eine Handbreite öffnen – und wieder schließen. Er probierte alles so lange aus, bis er vollständig zufrieden war.

An jenem Tag konnte er in der *Carnegie Hall* einfach keine Stelle finden, an der er mit der Akustik zufrieden war. Einer der Bühnenarbeiter schlug schließlich vor: „Maestro, am besten ist es, wir bewegen den Flügel, während Sie spielen, und Sie sagen uns dann, wo wir stillstehen sollen. Wir haben genug kräftige Männer hier. Vielleicht finden wir so die richtige Stelle.“ Horowitz hielt das für einen guten Einfall, und so schoben ein paar der Männer, während er spielte, seinen Hocker und den Flügel herum ..., langsam, ganz langsam. Plötzlich rief Horowitz: „Halt! Halt!“ Er dachte, er hätte die richtige Position gefunden. Alles atmete erleichtert auf, und ich ging von der Bühne und setzte mich zu den anderen, die unten im Saal zusahen und zuhörten.

Doch auf einmal fing er an zu toben und zu schreien: „Franz! Franz! Wo ist Franz? Ich falle von diesem Flügel herunter; dieser Flügel steht nicht gerade. Wo ist Franz? Wo steckt er denn? FRANZ!!!“

Während ich voller Panik auf die Bühne stürzte, überlegte ich fieberhaft: „Was meint er bloß mit ‚gerade‘?“ Neben ihm stand ein kleiner Beistelltisch mit einem Glas Wasser, und als er mich kommen sah, griff er nach dem Glas und wollte mit diesem nach mir werfen. Doch plötzlich hielt er mitten in der Bewegung inne und stellte das Glas zurück. Nun, wir besahen uns den Flügel von allen Seiten und schoben ihn ein bisschen nach hier, ein bisschen nach dort, nur einige Millimeter. Wir haben jedoch nie herausgefunden, was er eigentlich gemeint hatte und warum er explodiert war. So etwas konnte immer wieder passieren, ohne jegliche Vorwarnung.

Zwölf Jahre lang, von 1953 bis 1965, hielt sich Horowitz von der Konzertbühne fern. Dann war ein Konzert in der *Carnegie Hall* angesetzt. Die Spannung war ungeheuer. Wenn einem Künstler von seinen früheren Konzerten und Plattenaufnahmen her ein solcher Ruhm vorseilt, dann sind die Erwartungen riesengroß. Horowitz

witz war damals so berühmt, dass sich vor der Kartenausgabe in der *Carnegie Hall* eine Schlange bildete bis in die *West Fifty-Seventh Street*, dann um die Ecke zur *Sixth Avenue* und um den ganzen Block herum – und das zwei Tage, bevor der Vorverkauf begann! Als Horowitz davon hörte, dass die Leute so geduldig darauf warteten, ihre Karten kaufen zu können, ließ er ein paar Lieferwagen kommen und in der ganzen *Fifty-Seventh Street* Kaffee und Kuchen an die Wartenden verteilen!

Das nächste Konzert fand in der *Orchestra Hall* in Chicago statt. Horowitz trat immer nur sonntags auf, und die Generalprobe war jeweils am Samstag. Nach der Probe sagte seine Frau Wanda zu mir: „Für das Konzert ist alles in Ordnung. Ich habe zwei Karten. Wollen Sie sich nicht zu mir in die Loge setzen? Dann sitzen Sie auch einmal unter den Zuhörern!“

Wie alle Klavierstimmer saß ich sonst immer hinter der Bühne, um im Notfall sofort zur Stelle zu sein. Jenes Konzert in Chicago war das erste und letzte Mal, dass ich bei einem Auftritt von Horowitz im Publikum saß. Warum? Das will ich gleich erzählen! Die Atmosphäre war wie vor jedem Horowitz-Konzert voll gespannter Erwartung. Die Luft war wie elektrisch geladen, und alle waren furchtbar nervös. Ich war natürlich immer in besonderer Unruhe wegen des Flügels. Aber am angespanntesten war vermutlich Horowitz selbst.

An jenem Abend in Chicago spielte er als erstes Stück eine Haydn-Sonate. Danach ging er hinter die Bühne ... und kam eine ganze Weile nicht wieder zum Vorschein. Mir war schon etwas mulmig zumute, und ich fragte mich, was wohl los sei. Dann wurde die Tür zu unserer Loge geöffnet. Einer der Bühnenarbeiter steckte den Kopf herein und fragte: „Ist der Klavierstimmer hier?“ Ich sprang auf und rannte so schnell ich konnte die Treppe hinunter, direkt hinter die Bühne. Als ich dort ankam, war Horowitz außer sich. „Franz“, sagte er, „ich habe so furchtbar falsch gespielt.“

Irgend jemand war an meiner Bank. Sie ist zu hoch!“

„Maestro“, erwiderte ich, „was soll ich tun?“

„Nun, drehen Sie sie niedriger!“ sagte er. „Drehen Sie sie niedriger.“

„Aber wieviel, Maestro?“

Darauf zeigte er mir mit den Fingern etwa einen halben Zentimeter. Während also das Publikum darauf wartete, dass er sich wieder zeigen würde, trat nun ich im dunklen Anzug auf die Bühne. Die Leute lachten und klatschten, so dass ich mich mehrmals verbeugte, während ich zum Flügel hinüberging und den Hocker etwa einen halben Zentimeter niedriger drehte – unter dem anhaltenden Applaus des Publikums! Dann ging ich zurück hinter den Vorhang, und Horowitz kam heraus und setzte sein Konzert fort. Nach diesem Erlebnis setzte ich mich während eines Horowitz-Konzertes nie wieder in den Saal.

Normalerweise kann während eines Klavierkonzerts nicht viel schiefgehen; aber für den Notfall muss ich doch zur Verfügung stehen. In all den Jahren, in denen ich für Horowitz die Flügel stimmte, ist nur zweimal eine Saite gerissen. Einmal, während eines Auftritts in der *Carnegie Hall*, passierte es ihm sogar mitten im Stück. Die As-Saite der Kleinen Oktave riss mit einem lauten Knall. Er versuchte zwar weiterzuspielen, aber es war unmöglich. Denn die Saite lag quer über den anderen Saiten und verursachte ein summenendes Geräusch. Ich saß hinter der Bühne und kam nun hervor, um die kaputte Saite zu entfernen. Da es für den Ton immer noch zwei Saiten gab, konnte Horowitz trotzdem weiterspielen.

Dasselbe passierte in Berlin. Doch hier muss ich etwas weiter ausholen. 1986 war Horowitz mit riesigem Erfolg in Berlin aufgetreten. Das nächste Konzert sollte vierzehn Tage später in Hamburg stattfinden. Ich wollte in der Zwischenzeit nach Hause fliegen und rechtzeitig zum Hamburger Konzert wieder in Deutschland sein. Doch kaum war ich vom Flughafen zu Hause angekom-

men – ich hielt den Koffer noch in der Hand –, da hörte ich von drinnen schon das Telefon klingeln. Der Anruf kam aus Berlin, von Peter Gelb, dem Manager von Horowitz.

„Franz“, sagte er, „Sie müssen sofort zurückkommen. Horowitz will am Samstag noch ein Konzert geben ... Ja, natürlich, wenn Sie am Mittwoch wieder hier sind, ist das in Ordnung ... Oh, übrigens, Horowitz hat Sie gerade berühmt gemacht. Er hat den Reportern gesagt, es hänge alles davon ab, ob Franz zurückkommen könne: ‚Wenn mein Klavierstimmer nicht kommt, kann ich das Konzert nicht geben.‘“

Und in der Tat wurde ich durch diese Bemerkung von Horowitz in gewisser Weise berühmt, denn man lud mich nun in Berlin zu einer Fernsehsendung ein, die von allen deutschen Stationen übertragen wurde. Eine halbe Stunde lang wurde ich über meine Arbeit mit Horowitz interviewt.

Doch zurück zu der gerissenen Saite. Vor diesem zweiten Konzert war sehr viel los, und es blieb mir darum nicht genügend Zeit, um den Flügel noch vor der Veranstaltung zu stimmen. Ich konnte ihn nur direkt auf der Bühne noch einmal ganz kurz durchchecken. Da Horowitz' Instrument die Stimmung immer sehr gut hielt, war ich darüber nicht sonderlich beunruhigt. Doch als ich an jenem Abend den Flügel abschließend noch einmal kurz überprüfte, stellte ich plötzlich fest, dass der ganze Bassbereich etwas zu hoch war. Ich musste mich also noch einmal daranmachen, den ganzen Bereich, Ton für Ton und Saite für Saite, hinunter zu stimmen, während die Zuhörer bereits in den Saal strömten.

Nun hatte Horowitz den *Berliner Philharmonikern* den ganzen Tag freigegeben, und während des Konzerts sollten sie direkt auf der Bühne sitzen. Sie saßen also schon da; und als ich zum letzten Es kam, gab es auf einmal einen lauten Knall, und die Saite riss! Die Musiker waren, glaube ich, in dieser Situation viel nervöser als ich. Ich rede mir in solchen Stressmomenten immer zu: „Schon

ein Theater sowie verschiedene Museen und andere Musiksäle. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass wir mit den Eltern klassische Konzerte besuchten. Alle berühmten Künstler jener Zeit gastierten auch in Düren.

1933, als ich sechs Jahre alt war, kam bekanntlich Hitler an die Macht, und der Nationalsozialismus begann allmählich auch unser Leben zu beeinflussen. So mussten wir zum Beispiel mit zehn Jahren der Hitlerjugend beitreten.

Ich ging gern zur Post, um meinen Vater von der Arbeit abzuholen. Als wir eines Tages wieder auf dem Heimweg waren – mein Vater schob sein Fahrrad neben sich her –, kam uns eine Gruppe von Nazi-Stürmern in ihren braunen Uniformen und mit der Hakenkreuzfahne entgegen. Ich war gespannt, wie mein Vater sich verhalten würde. Ich wusste, wie sehr er die Nazis hasste. Wie oft hatte er uns zu Hause gewarnt: „Hitler wird uns in den Krieg ziehen, und das bedeutet für Deutschland nur Unheil.“ Wie oft hatte er einen Seufzer ausgestoßen: „Gott helfe Deutschland.“

So war ich also neugierig, was mein Vater tun würde, denn es war Vorschrift, dass jeder stehenzubleiben und die Fahne und die Stürmer zu grüßen hatte. Alle anderen Leute standen schon in Habachtstellung da und ließen die Gruppe passieren. Mein Vater gab sich einen Ruck und beschleunigte seine Schritte, den Blick starr geradeaus gerichtet. Seine Hände umklammerten die Griffe der Lenkstange, während er weiterging, als würde er die Fahne und die Truppe gar nicht sehen. Der Führer der Gruppe kam auf ihn zu und brüllte: „Warum salutieren Sie nicht vor der Fahne?“ Vater antwortete nicht. Er ging nur noch schneller und immer schneller. Ich hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Der Führer der Stürmer wusste augenscheinlich nicht, was er jetzt tun sollte. Er schüttelte lediglich den Kopf und ging zurück, um seinen Platz in der Truppe wieder einzunehmen. „Wahrscheinlich wollte er nicht zu weit zurückbleiben“, erklärte ich mir sein Verhalten.

Am 1. September 1939, kurz vor meinem zwölften Geburtstag, brach schließlich der Krieg aus. Vater sagte: „Franz, unter Hitler war der Krieg unvermeidlich. Aber ich bin froh, dass du noch so jung bist. So brauchst du wenigstens nicht in die Nazi-Armee. Bis du alt genug bist, ist der Krieg vorüber.“ Doch der Krieg zog sich hin. Es sollte ein langer Krieg werden, der jeden von uns auf irgendeine Weise in seinen Strudel reißen würde. Unter Vaters Freunden befanden sich einige Juden. Der jüdische Metzger war für uns „Onkel Ben“. Auch die jüdische Besitzerin des Gemischtwarenladens war eine gute Bekannte. Nachdem Vater davon gehört hatte, dass die Juden in Lager gesteckt würden, zitierte er oft Sacharja 2,12: „Wer euch antastet, der tastet meinen Augapfel an“, und fügte dann hinzu: „Das ist Deutschlands Ende.“

Ein Ereignis werde ich in meinem ganzen Leben nicht mehr vergessen. Eines Tages wurde unser Bahnhof von Polizisten und Soldaten völlig abgeriegelt. Als Kinder hatten wir natürlich unsere Schleichwege, und die Neugier trieb uns dazu, herauszufinden, was los war. Wir schlichen über die Gleise, kletterten über Bahndämme und konnten schließlich beobachten, wie von überallher Juden mit Lastwagen zum Bahnhof gebracht und dort in Züge verladen wurden. Wir sahen, wie Familien auseinandergerissen wurden. Es war ein schrecklicher, herzerreißender Anblick. Die Menschen weinten und lagen sich verzweifelt in den Armen, während die Soldaten versuchten, sie voneinander loszureißen. Ich habe diese Szenen nie vergessen; es war schrecklich.

Als ich meinen Eltern später davon erzählte, sagten sie: „Wenn diese Menschen so voneinander Abschied genommen haben, wissen sie wahrscheinlich genau, dass sie nicht zurückkommen werden.“ Mutter machte ein paar Brote fertig, und Vater sagte: „Hier, nimm die Brote und sieh, ob du sie Onkel Ben (dem Metzger) an den Bahnhof bringen kannst.“

Mit einem Freund lief ich zurück zum Bahnhof. Am Fluss fanden wir eine alte, stillgelegte Fabrik. Zur Uferseite hin war sie

nicht bewacht, da das Tor auf jener Seite verriegelt war. Es gab nicht viel, woran man sich festhalten oder aufstützen konnte, aber trotzdem gelang es uns, zu einem zerbrochenen Fenster hinaufzuklettern. In der Halle sahen wir eng zusammengepferchte, wartende Menschen. Ein Mann trug seine Jarmulke, hatte den Gebetschal umgelegt und hielt eine brennende Kerze. Atemlos hörten wir zu, wie er aus Psalm 121 zitierte: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Als er geendet hatte, warfen wir das Paket, auf welches wir Onkel Bens Namen geschrieben hatten, hinein. Schnell sprangen wir wieder auf die Erde und konnten entwischen, ohne dass die Soldaten uns bemerkt hatten. Wir rannten nach Hause und weinten vor Angst und Wut. Was würde mit unseren Freunden und all den anderen passieren?

Bald darauf wurde Toni eingezogen. Wir gingen mit ihm zum Bahnhof, um ihm Lebewohl zu sagen. Jeder von uns wusste auf seine Art, dass wir ihn nie wiedersehen würden. Und so war es dann auch ...

So weit ich mich zurückerinnern kann, wollte ich immer Musiker werden. Ich wollte nichts anderes als Künstler werden, und ich träumte davon, ein Geigenvirtuose zu sein. Ich war noch sehr jung, als meine Eltern mich zum besten Lehrer schickten, den sie kannten: zu Herrn Apel, dem Konzertmeister des *Dürener Symphonieorchesters*. Er war so begeistert von der Geschwindigkeit, mit der ich lernte, und von meinem geschickten Umgang mit der Geige, dass er meinen Vater zu drängen begann, mich doch nach Köln auf die Musikhochschule der Universität zu schicken. Leider fiel meine musikalische Ausbildung aber genau in die Kriegszeit, in der alles durcheinander geriet.

Mit anderen Jugendlichen fuhr ich zunächst jeden Tag mit dem Zug von Düren nach Köln. Ein Geschwisterpaar war darunter, Hubert und Resi, Kinder des Dürener Geigenbauers, mit denen ich

stundenlang Kammermusik spielte. Hubert spielte Klavier und Geige, Resi lernte Cello. Dann waren da noch Günther Schmitz, ein begabter Geiger, und Franz Joseph Schetter, der Klavier spielte und Komposition studierte. Wir spielten jeden Donnerstagabend. Das sind kostbare Erinnerungen. Wir spielten die Streichquartette von Haydn, für die ich auf die Bratsche wechselte, die in der Folge zu meinem Hauptinstrument wurde, da sie mir besser lag als die Geige. Wir spielten so ziemlich alles, was uns in die Finger kam. Wir gaben sogar Konzerte, und unsere Gruppe wurde recht bekannt. Noch ahnten wir nicht, wie plötzlich diese schöne Zeit des gemeinsamen Musizierens zu Ende gehen würde.

Der Krieg weitete sich aus. Unsere Stadt wurde bombardiert. Auf Köln fielen die ersten Bomben, die Züge fuhren nur noch unregelmäßig, so dass wir für den Schulweg oft Stunden brauchten. Dann kam alles zu einem abrupten Ende. Es war an einem Frühlingmorgen im Jahr 1943. Wir waren im Zug unterwegs in die Schule. Nach einigen Verzögerungen erreichten wir unseren Bahnhof, doch unser Schulgebäude war zur Hälfte zerstört, und der schöne Musiksaal stand in Flammen. So viele Konzerte hatten hier stattgefunden, und besonders die Orgel war ziemlich berühmt. Als wir nun voller Entsetzen vor dem Trümmerfeld standen, gab die Orgel ganz groteske Laute von sich, verursacht durch das Feuer, das in ihren Pfeifen loderte und immer wieder heftige heiße Luftstöße freisetzte.

Das war das Ende unserer Schulzeit. Die Invasion hatte begonnen, und die alliierten Truppen waren im Vormarsch; einige standen bereits 25 Kilometer vor Düren. Als die Alliierten begannen, Düren unter Beschuss zu nehmen, verbrachten wir die meiste Zeit im Luftschutzkeller. Wir hatten die Wände unseres Kellers verstärkt und einen Notausgang zum Garten gebaut, der mit einer schweren Stahltür und zwei großen Riegeln, wie bei einem U-Boot, verschlossen war.

Dann kam der 16. November 1944 – der Tag, an dem unsere Stadt starb. Ich will versuchen, ihn so zu beschreiben, wie ich ihn als Siebzehnjähriger erlebte. Es war am frühen Nachmittag, und das Ganze spielte sich in knapp zwanzig Minuten ab. Unmittelbar bevor es losging, tat ich etwas, was ich nie zuvor getan hatte: Ich kletterte auf das Dach unseres Hauses (am Stadtrand von Düren) und beobachtete den Himmel. Warum? Schwer zu sagen. Manchmal empfinden wir im Herzen eine Vorahnung, ein Vorgefühl davon, dass etwas Schreckliches passieren wird.

An die ständigen Luftangriffe waren wir inzwischen gewöhnt. Wenn das Sperrfeuer einmal kurz unterbrochen wurde, kamen wir jeweils aus unseren Unterständen gekrochen, um in der Küche etwas zu kochen und zu essen. Diese hastigen Mahlzeiten wurden meist von erneutem Artilleriefeuer gestört, und wir eilten dann zurück in den Schutzraum. Nachts wurde der Himmel mit Scheinwerfern nach feindlichen Flugzeugen abgesucht. Wenn der Lichtstrahl ein Flugzeug entdeckte, wurde es von der Fliegerabwehr heruntergeholt. Häufig beobachtete ich den Himmel und zählte die Flugzeuge, die abstürzten und in Flammen aufgingen.

Doch an jenem 16. November hatte mich etwas anderes dazu bewogen, auf das Dach zu klettern und den Himmel zu beobachten: Im Hof hatten wir Hühner und Kaninchen. Als ich am Morgen die Hühner füttern wollte, fand ich sie alle eng zusammengedrängt in einer Ecke. Um die Körner kümmerten sie sich nicht. Als ich dann den Kaninchen ihr Futter in den Käfig steckte, hockten auch diese verstört in einer Ecke und rührten das Futter nicht an. Das verstärkte in uns das Gefühl, dass irgend etwas in der Luft lag. Viele der Bewohner hatten die Stadt und ihre Häuser bereits verlassen und waren weiter nach Osten gezogen. Mein Vater hatte jedoch gemeint, es sei besser, in der Stadt zu bleiben, denn von Westen her kamen die Truppen der Alliierten. Vater sagte, es sei besser, in die Hände der Amerikaner zu fallen als in die der Russen.

Als ich also an jenem trüben, kalten Novembertag nach dem Frühstück auf das Dach kletterte, sagte mein Vater: „Ich hole die Fahrräder. Dann können wir in unser Dorf fahren (etwa 15 Kilometer entfernt) und dort ein paar Tage bei den Verwandten bleiben.“ Meine Mutter machte noch schnell das Mittagessen, und dann wollten wir losfahren. Ich saß noch immer auf dem Dach, als ich plötzlich sah, wie sich lauter B-17 von Westen her unserer Stadt näherten: Flugzeuge, Flugzeuge, Flugzeuge, soweit das Auge reichte, und zwar in sehr geringer Höhe. Ihr Dröhnen wurde immer lauter. Ich bemerkte, wie vom ersten Flugzeug ein Rauchsignal ausging, und wusste sofort: Das galt uns! Mit einem Satz sprang ich vom Dach, rannte die Treppe hinunter und brüllte meinen Eltern zu, sich sofort in den Luftschutzraum zu begeben.

Was in den nächsten Minuten geschah, konnten wir erst viel später erfassen. Wir hatten die Feuertür gerade hinter uns zugezogen und verriegelt, als die ersten Bomben fielen. Wir dachten alle, dies sei das sichere Ende. Meine Mutter begann, Gott mit lauter Stimme um Erlösung und Bewahrung anzuflehen. Dann gab es eine Pause, und in der Meinung, der Angriff sei vorüber, öffneten wir die Tür. Das Bild, das sich uns beim Hinaustreten bot, ist kaum zu beschreiben. Die eine Seite unseres Hauses war schwer beschädigt, und durch einen großen Spalt in der Mauer konnten wir sehen, dass die Treppe ganz schief hing. Es herrschte eine extreme Hitze, wie in einem Brennofen. Ein heftiger Wind fegte durch die Straßen und setzte ein Haus nach dem anderen in Brand. Über allem schwebte gelbes, brennendes Napalm oder Phosphor von den Brandbomben. Ich musste zusehen, wie die Menschen davon erfasst wurden und direkt vor meinen Augen verbrannten.

Aber die Bombardierung war noch nicht vorüber. Weitere Flugzeuggeschwader dröhnten heran und warfen ihre tod- und schreckensbringende Ladung über uns ab. Ich rannte zurück in unser halbzerstörtes Haus. Die obere Etage stand jetzt in Flammen, aber

wir schafften es noch, in den Keller zu stürzen und die Tür hinter uns zu verriegeln. Um uns herum explodierten die Bomben. Dann spürten wir, dass unser Haus getroffen wurde. Dieser Augenblick ist völlig unbeschreibbar. Meine Mutter schrie wieder zu Gott um Hilfe. Und während ich sie hörte, zerbrach plötzlich etwas in meinem Inneren. Ich brüllte: „Mutter, hör auf! Es gibt keinen Gott! Es gibt keine Bewahrung! Es gibt keine Hilfe! Wenn es einen Gott gibt, wie kann er dann so etwas Schreckliches zulassen? Nein, es gibt keine Rettung. Wir werden hier alle verrecken wie Vieh.“

Und ich schrie immer weiter, als hätte ich den Verstand verloren. Ich hielt meiner Mutter mit den Händen den Mund zu und rief: „Sei still, Mama, hör endlich auf. Es gibt keinen Gott ... Nein, es gibt keinen Gott!“

Kurz nachdem unser Haus diesen Treffer erhalten hatte und alles zusammenstürzte und in Flammen aufging, sah ich direkt über mir ein Loch. Ich zog mich hoch und schob mich hindurch. Der brennende Schmerz löscht jeden Gedanken an die anderen in mir aus. Ich begann von diesem schrecklichen Inferno fortzurennen.. Meine Haut brannte, und Blut spritzte über mein Gesicht. Als ich mir einmal mit den Fingern durch das Haar fuhr, lag es plötzlich büschelweise in meiner Hand – wie ein Haarteil oder eine Perücke. Ich rannte weiter. Meine Augen schmerzten so sehr, dass ich sie kaum noch offenhalten konnte. Doch ich hatte noch alle Glieder, Beine, Arme und Hände ... Ich konnte noch über Mauern klettern und weiterlaufen. Wohin? Ich wusste es nicht. Ich rannte nur immer weiter. Wo einmal die Straßen gewesen waren, das war beim besten Willen nicht mehr zu erkennen. Die ganze Stadt schien auf den Kopf gestellt und durcheinander geschüttelt worden zu sein.

Später erfuhren wir, dass in den knapp zwanzig Minuten des Angriffs 24000 Menschen umgekommen waren – 98 Prozent der gesamten damaligen Bevölkerung. (Vier- oder fünftausend hatten die Stadt vor dem Bombenangriff verlassen.) Nur eine Handvoll

kam mit dem Leben davon. Manche starben erst nach Tagen, lebendig begraben unter den Trümmern ihrer Häuser. Unsere Stadt lag in einem Tal. Während ich weiter meinen Weg suchte, den Berg hinauf, warf ich einen Blick zurück. Die Stadt war ein Meer von Flammen. Der Rauch schien in einer einzigen Säule zum Himmel zu steigen. Ich musste plötzlich an den Bericht von Sodom und Gomorrha denken, als Abraham am folgenden Tag auf Sodom hinabsah: „Und siehe, da ging ein Rauch auf vom Lande wie der Rauch von einem Ofen.“ So sah Düren in diesem Moment für mich aus.

Während ich immer weiter von dieser Stätte des Grauens floh, war mein Weg von unzähligen Leichen gesäumt. Ein Mann schob sein Fahrrad den Berg hinauf. Darüber hing ein Toter, wahrscheinlich ein Familienangehöriger. Ich sah noch viele weitere Tote und einige Verwundete auf Handwagen; dazu viele Verletzte, die sich wie in Trance vorwärts schleppten. Ich war schockiert von all dem Blut und Verderben. Irgendwie schaffte ich es bis zum Dorf, in dem ich geboren war. Einige Bauern fanden mich vor ihrer Tür und holten mich herein. Später erzählten sie mir, ich hätte eine ganze Woche durchgeschlafen, ohne einmal aufzuwachen oder nach Essen zu fragen! Danach kam mein Gedächtnis langsam zurück, und mit der Erinnerung kamen die Fragen: „Wo ist meine Mutter? Wo ist mein Vater? Wo ist Peter?“

Kurz vor Weihnachten 1944 fand ich in der Gegend meine Mutter und meinen Vater wieder. Aber Peter hatte es nicht aus dieser Feuerhölle herausgeschafft. Vater und ich beschlossen, mit den Fahrrädern zurück nach Düren zu fahren, um unser Haus zu suchen und vielleicht etwas über Peter in Erfahrung zu bringen. Wir waren zwar überzeugt davon, dass er tot sein musste und wir sicher nichts mehr für ihn tun konnten; trotzdem wollten wir es versuchen. Wir fuhren die fünfzehn Kilometer in die Stadt, bis in unsere Straße; aber sie lag völlig in Trümmern. Überall schwelte es noch, und die Hitze war so unerträglich, dass wir nichts ausrich-

ten konnten. Wir waren sehr betrübt, und aus einer inneren Unruhe heraus beschlossen wir, die Gegend noch etwas abzusuchen. „Hier können wir nichts mehr tun“, sagten wir. „Wir wollen einmal versuchen, an der Front zu schauen.“

Überall wimmelte es von Panzern und Soldaten. Beim Weitergehen hielten uns ein paar Soldaten an und fragten, wohin wir wollten. Als sie hörten, dass wir Peter suchen wollten, ließen sie uns gehen. Wir gingen bis zum Fluss, der durch unsere Stadt fließt. Dort war die Front zum Stillstand gekommen. Auf der westlichen Seite standen die Amerikaner, auf der östlichen die Deutschen. Doch an jenem Tag war alles still. Man hörte keine Schüsse von Maschinengewehren, keine Artillerie, keine Flugbewegungen ... Es war kurz vor Weihnachten.

Während die Dunkelheit sich an jenem kalten, nebligen Dezemberabend herabsenkte, wurde die Stille plötzlich vom Klang einer einzelnen Trompete unterbrochen. Er kam von der amerikanischen Seite her, klar und rein und schön: „Stille Nacht, heilige Nacht; alles schläft, einsam wacht ...“ Wir waren ganz ergriffen und begannen leise mitzusingen.

Nachdem der letzte Ton verklungen war, setzte eine andere Trompete ein, diesmal auf der deutschen Seite, ganz in unserer Nähe. Auch sie ertönte hell und klar, mit einer bekannten deutschen Weise:

*Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite,*

*im gleichen Schritt und Tritt,
im gleichen Schritt und Tritt.
Eine Kugel kam geflogen.
Gilt sie mir oder gilt sie dir?*

*Ihn hat es weggerissen;
er liegt zu meinen Füßen,
als wär's ein Stück von mir,
als wär's ein Stück von mir.*

*Tu mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben.
Bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad,
mein guter Kamerad.*

Nach einer langen Stille nahmen wir unsere Fahrräder und zogen uns schweigend von der Frontlinie zurück. Wie schrecklich war doch dieser Krieg. Da war ein kleiner Fluss, die Front, und auf beiden Seiten Soldaten: Menschen mit Vätern und Müttern, Brüdern, Schwestern und Kindern. Sie waren weit fort von zu Hause und sehnten sich danach, bei ihren Lieben zu sein. Besonders jetzt, in der Weihnachtszeit. Doch sie waren Gefangene ihrer Situation. Der Krieg war noch nicht zu Ende, und sie würden einander weiter töten müssen. Weihnachten 1944 war ein sehr trauriges Fest. Meine Eltern begannen nun, wieder zur Kirche zu gehen. Doch ich erklärte ihnen, dass mich nichts je wieder dazu bringen könnte, meinen Fuß über die Schwelle einer Kirchentür zu setzen. In meinem Inneren war etwas kaputtgegangen. Ich war zu einem Schluss gekommen, von dem mich nichts würde abbringen können: „Es gibt keinen Gott. Wenn es ihn gäbe, wie hätte er dann etwas so Fürchterliches zulassen können?“

Doch die Wahrheiten, die nach dem Krieg ans Licht kamen, waren noch viel furchtbarer. Hitler hatte sechs Millionen Juden umgebracht. Damit konnte ich nicht fertigwerden. Viele werden es mir nicht glauben, wenn ich sage, dass wir damals nicht wussten,

was mit den Juden wirklich geschah. Meine Eltern, überzeugte Katholiken und entschiedene Nazigegner, hatten oft davon gesprochen, was für ein Verbrechen es sei, dass man die Juden aus ihren Häusern und ihrem Besitz fortgeholt und in Konzentrationslager geschafft hatte. Wir nahmen an, dass sie in diesen Lagern Zwangsarbeit verrichten müssten. Aber selbst nach dem Krieg fiel es meinen Eltern schwer zu glauben, dass die Nazis so weit gegangen waren, die Juden umzubringen. Wo war Gott bei all dem? Ich wusste keine Antwort. Ich wollte nur meine Musik wiederhaben. Ich wollte alles vergessen, was ich gesehen hatte. Ich wollte vergessen, dass wir alles verloren hatten, dass alle Menschen aus unserer Stadt tot waren und dass wir auch Peter und Toni verloren hatten. Ich wollte das alles aus mir heraus drängen.

Kurz nach Weihnachten fuhren mein Vater und ich noch einmal zu unserem Haus in Düren; in der Hoffnung, etwas über Peter in Erfahrung bringen zu können. Die amerikanischen Truppen waren am Fluss zum Stillstand gekommen und würden vor Februar nicht weiter vorrücken. Ansonsten war die Stadt total verlassen, wie eine Geisterstadt. Wir sahen keine Menschenseele. Es gelang uns, die Stelle wiederzufinden, an der einmal unser Haus gestanden hatte. Nun war es nur noch ein Haufen von verbogenem Metall und rauchenden Trümmern. Wir hatten zwei Schaufeln mitgebracht. Aber was konnten wir damit schon anfangen ?

Da standen wir nun mit unseren Schaufeln, die Fahrräder lagen an der einen Seite des Trümmerhaufens. Was sollten wir tun? Wo sollten wir mit dem Graben anfangen? Plötzlich hörten wir in der Stille der noch immer schwelenden Ruinen ein Geräusch, und die Stimme meines Vaters hallte durch die Ruhe: „Ist da jemand? Ist da jemand?“ Wir lauschten und horchten. Wir hörten ein ganz leises, schwaches Geräusch. Irgendwer war irgendwo unter den Trümmern um uns herum noch immer am Leben. Ich weiß nicht, wie lange wir dort standen, wie gelähmt vor Entsetzen, nicht wis-

send, was wir tun und wo wir beginnen sollten. Plötzlich griff mein Vater nach seinem Fahrrad, und Verzweiflung klang aus seiner Stimme: „Komm, lass uns gehen.“

Im April gingen wir zusammen mit ein paar Freunden noch einmal zu unserem Haus zurück. Wir schafften es schließlich, den Schutt so weit abzutragen, dass wir zu unserem Luftschuttkeller vordringen konnten. Dort fanden wir sechs bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichen. Sie waren so brüchig, dass sie sofort unter unseren Händen zerfielen, wenn wir sie nur anrührten. Wir hatten unsere Fahrräder und einen kleinen Handwagen mitgebracht. Auf dem Handwagen hatten wir einen roh zusammengezimmerten Sarg, weil wir entschlossen waren, Peters sterbliche Überreste gehührend zu beerdigen.

Zu der Zeit war in Düren schon wieder einiges los. Die Amerikaner hatten durch den Schutt und die Trümmer der Stadt von West nach Ost eine breite „Straße“ planiert. Truppen marschierten über diese Straße, und direkt vor dem, was einmal unser Haus gewesen war, stand ein amerikanischer Militärpolizist und regelte den Verkehr. Er schaute plötzlich zu uns hinüber. Als er begriff, was wir da taten, kam er zu uns auf den Trümmerberg herauf geklettert. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er meinen Vater und mich umarmte und mit uns weinte und Anteil nahm an unserem Leid. Er schüttelte nur den Kopf, und ohne ein Wort zu sagen, ging er zurück zu seinem Jeep auf der anderen Straßenseite und regelte weiter den Verkehr. Auch wir setzten unsere traurige Arbeit fort und gruben sechs oder sieben Leichen aus – im Wissen, dass Peter darunter war. Die Leichen waren völlig verkohlt und nicht wieder zu erkennen, da auf einen Bruchteil ihrer früheren Größe geschrumpft. Wir schaufelten nun alles, was unserer Meinung nach von Peter übrig geblieben war, in einen Sack. Diesen legten wir in den Sarg. Damals wurden riesige Massengräber angelegt, die heute noch existieren. Später wurden auch Gedenksteine aufgestellt

mit den Namen all jener Menschen, die bei diesem Luftangriff ums Leben gekommen waren.

Allmählich wurden auch Schutt und Trümmer weggeräumt, und die Menschen kamen zurück und versuchten, wieder in der Stadt zu leben. Die Amerikaner versorgten uns zunächst mit Nahrung und Trinkwasser. Sie fassten alle jungen Leute in Arbeitsbrigaden zusammen. Unsere Aufgabe war es, alle Leichen und Tierkadaver fortzuräumen und zu begraben. Den unbeschreiblichen Gestank werde ich nie vergessen. Es war Frühling – April, Mai –, und es wurde langsam warm, so dass die Luft vom Gestank verwehenden Fleisches erfüllt war! Die Amerikaner gaben jedem von uns eine halbe Flasche Whisky, damit wir unsere grausige Arbeit überhaupt ausführen konnten.

Überall in der Stadt waren die Aufräumarbeiten im Gange. Überall lagen zerstörte Panzer, Munition und anderes Kriegsmaterial herum. Oft hörten wir beim Aufräumen die Detonationen explodierender Munition; viele Menschen starben, und zahlreiche wurden bei diesen Aufräumarbeiten verletzt. Verbogenes Metall, Berge von Mauersteinen und andere Überreste wurden von den Planier- raupen zu großen Haufen zusammengeschoben, auf Eisenbahnwagen geladen und zu den Müllhalden außerhalb der Stadt gefahren. Neben dem Gestank und den Schrecken des Todes mussten wir nun den schrecklichen Anblick dieser Trümmerberge erdulden, die um unsere Stadt herum wuchsen und in so trauriger Weise von dem zeugten, was unsere Häuser und Geschäfte einmal gewesen waren. Heute ist die Stadt wieder völlig aufgebaut. Auf den Bergen wachsen Gras und Bäume und verbergen gnädig, was darunter liegt.

Unter den Menschen, die nach Düren zurückkehrten, war auch die Familie meiner zwei Musikfreunde, Hubert und Resi Sistig. Von ihrem Haus waren die Wände stehengeblieben, und wir halfen ihnen beim Wiederaufbau. Doch bevor wir mit der Arbeit am Haus begannen, machten wir uns auf die Suche nach unseren In-